

Ein folgenschwerer Spitalbesuch

Autor(en): **Heisch, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebenspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **106 (1980)**

Heft 50

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-616509>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein folgenschwerer Spitalbesuch

Was man über peinliche Zwischenfälle in den Spitälern gelegentlich durch die Presse erfährt, ist nicht unbedingt dazu angetan, einen zu überzeugen, dass man sich der Obhut eines Klinikbetriebes vertrauensvoll ans Messer liefern kann. Doch vielleicht rühren diese gerne verbreiteten Unterstellungen auch vielfach daher, dass die Zeitungen selbst, wie die vielen sinnstößenden Druckfehler beweisen, nicht über jeden Zweifel erhaben sind. Da tut es sicher gut, die eigene Unzulänglichkeit mit ärztlichen Kunstfehlern zu verdecken.

Hin und wieder liest man also von schauerlichen Vorkommnissen in Spitälern, bei denen einem Patienten versehentlich ein Arm amputiert oder die Gallenblase entfernt worden sein soll, obwohl er nur an einer Schulterfraktur litt. Ich habe solche Meldungen bisher stets für journalistischen Schwachsinn gehalten. Die Einfallslösungen gehirnimplantierter Reporter erschienen mir dabei genauso albern und abgestanden wie der uralte Witz vom Chirurgen, der beim Entfernen des Blinddarms angeblich seine Pfeife in der Bauchhöhle des Patienten zurückgelassen haben soll, was alleine schon deshalb ganz unmöglich ist, weil im Operationssaal bekanntlich striktes Rauchverbot besteht. Mein Vertrauen in die absolute Zuverlässigkeit medizinischer Grossbetriebe war grenzenlos und nicht einmal durch die Indiskretionen eines Julius Hackethal zu erschüttern.

Neuerdings bin ich mir da allerdings nicht mehr so sicher. Die Ernüchterung kam um so plötzlicher, als ich letzten Sommer meinem alten Freund Egon einen Besuch abstatten wollte, der wegen eines Knochenleidens im Spital zu Dingsda lag. Bereits auf den ersten Blick offenbart das Spital drei herausragende Eigenschaften: Es ist sehr hoch, zugleich sehr alt sowie sehr modern und sehr weiträumig. Ursprünglich wohl in den zwanziger Jahren gegründet, hatte jede Periode wirtschaftlicher Prosperität und der damit verbundenen Bevölkerungsexpansion schubweise ihre architektonischen Spuren hinterlassen, so dass schliesslich ein ineinander verschachteltes

System von Haupt- und Nebengebäuden daraus entstanden war, dessen Wirrnis unüberschaubar erschien. Obwohl mir das Krankenhaus von früher her nicht ganz unbekannt war, glaubte ich doch vor einem völlig neuen Gebäude zu stehen. Nur der Haupteingang mit seiner grünekachelten Fassade bot immer noch den altvertrauten Anblick.

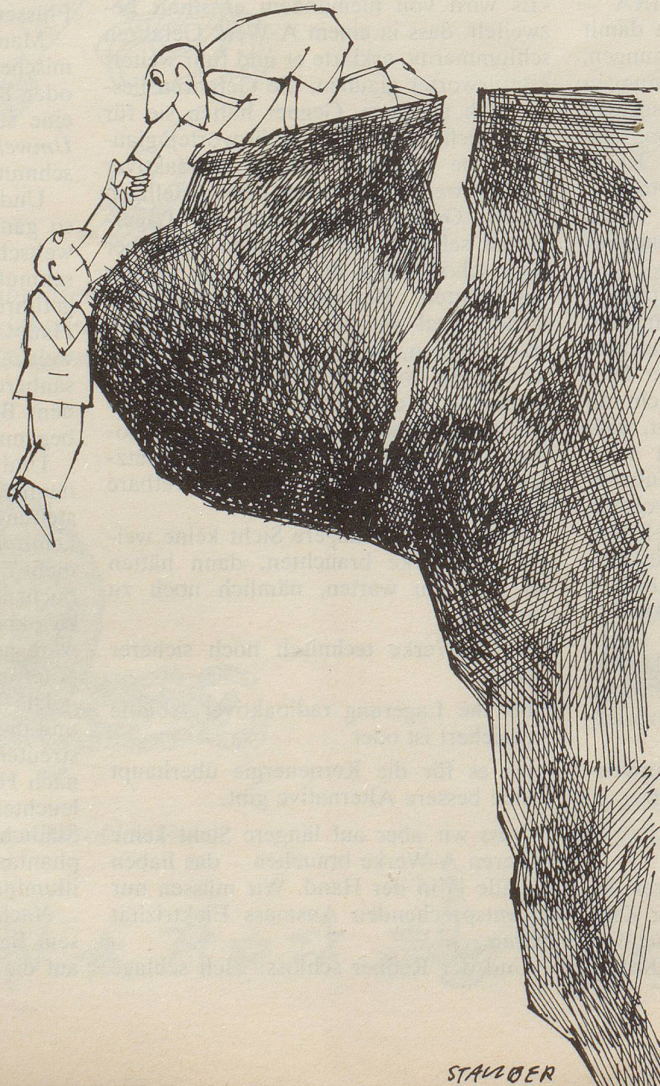
Ich strebte also aufs Portal zu, in der Hand eine Flasche Bordeaux, welche Egon wieder auf die Beine helfen sollte, liess mir vom Pförtner die Zimmernummer des Patienten geben (Trakt C, 421) und glaubte mich im übrigen schon selbst auf meine Findigkeit verlassen zu können. Ohne mich lange zu besinnen marschierte ich los, in sportlichem Ehrgeiz darauf verzichtend, den Lift am Haupteingang zu benützen. Mein

Weg führte durch lange, neonbeleuchtete, äthergeschwängerte Korridore, an Zimmern und Kammern vorüber, aus denen mir die hinter den Türen lauernde Hoffnung auf baldige Genesung spürbar entgegenquoll.

Als ich unterwegs rasch einmal den Blick hob, um mich zu orientieren, schrak ich zusammen. An den Wänden und von der Decke herab hingen rechteckige Schilder, die auf blauem Hintergrund merkwürdige Symbole darstellten, bei denen es selbst einem hervorragenden Hieroglyphenforscher bestimmt schwergefallen wäre, einen vernünftigen Sinn daraus zu entnehmen. Einige der Piktogramme, wie man diese Wegmarken zum vollcomputerisierten Analphabetentum wohl nennt, zeigten verbundene Köpfe, bandagierte Füsse,

Krücken, Brillengestelle sowie eine stilisierte Darstellung von Mutter und Kind, der ich immerhin die Erkenntnis verdanke, dass hier in der Nähe vermutlich das Revier der Wöchnerinnen sein musste. Die tiefere Bedeutung dieser chiffrierten Geheimzeichen vermeinte ich allerdings zu erahnen, als ich eine vorüberauschende weisse Gestalt, die aus einem Raum kam, dessen Tür mit zwei Sonnen gekennzeichnet war (was immer sich dahinter verbergen mochte), nach dem Weg fragte und sie sich weder des Deutschen noch irgendeiner anderen abendländischen Kultursprache mächtig erwies, sondern nur hilflos die Achseln zuckte und davoneilte. Inmitten der babylonischen Sprachverwirrung, die in einer Krankenanstalt dieses Ausmasses herrscht, müssen Piktogramme, selbst auf die Gefahr hin, nicht von jedermann sofort verstanden zu werden, zwangsläufig als das kleinere Uebel erscheinen. Mich wundert eigentlich nur noch, dass es dabei nicht häufiger zu peinlichen Verwechslungen kommt. Sollte die Presse vielleicht doch nicht übertrieben haben? Obwohl ich mir nur schwer vorzustellen vermag, wie die geschilderten Fälle durch die undurchdringlichen Mauern des Schweigens jemals an die Öffentlichkeit gelangen konnten.

Dagegen liess mich die Inschrift einer Tafel: B 1. OG 1 nicht länger darüber im unklaren, dass ich mich offenbar im 1. Obergeschoss links befand, wiewohl ich, wie mir erst jetzt zum Bewusstsein kam, in die entgegengesetzte Richtung hätte gehen sollen. Ein Blick aus dem Fenster auf das weitverzweigte Labyrinth der Spitalanlage bestätigte meine Vermutung: Ich hatte mich verlaufen. Auf der anderen Seite lag der erst vor kurzem renovierte Trakt C im hellen Schein der Mittagssonne. Um rasch dort hinüber zu gelangen, brauchte ich nur den zu einer Art Dachterrasse gestalteten Innenhof, der zwischen den beiden Gebäudeteilen lag, zu überqueren. Die Zeit drängte, zumal die Besuchsdauer auf eine Stunde beschränkt war. Als ich daher an eine schmale Tür der Glasveranda gelangte, welche die Front des Ganges umgab, und diese einen Spaltbreit geöffnet



STALDER

vorfand, zögerte ich nicht lange. Ich stiess den Flügel vollends auf und betrat den Kies des Innenhofes, in dem einige Gartenstühle sowie ein paar vernachlässigte Topfpflanzen herumstanden. Dummerweise fand sich auf der anderen Seite nirgendwo ein Einlass. Die Fensterfront schien überall hermetisch abgeriegelt, und als ich mich verärgert wieder zum Ausgangspunkt meiner vermeintlichen Abkürzung zurückbegab, stellte ich mit Entsetzen fest, dass sich die Pforte, durch die ich auf Seitenpfaden in den Nebentrakt zu entweichen gedachte, hinter mir geschlossen hatte.

Ich sass in der Falle, die ringsum aus Glaswänden bestand und nur zum Himmel hin offen war, aus dem erbarungslos die Sonne herniederbrannte. Ich pochte erregt gegen die Scheiben, um die Vorübergehenden auf mich aufmerksam zu machen. Allerdings vergebens. Ich wurde zwar beachtet, doch keiner von denen, die sich da im Strassenanzug oder Morgenrock, was äusserlich die Gesunden von den Kranken unterschied, auf dem Flur bewegten, schien meine eindringliche Gebärde, doch bitte den Türflügel zu öffnen, zu verstehen. Sie sahen mich mitleidig lächelnd von der Seite an und hielten mich wohl für einen armen Teufel, der nicht ganz richtig im Kopfe war. Schliesslich befand ich mich ja in einem Spital. Die Kinder versuchten mich zu necken und streckten mir sogar die Zunge heraus.

Als ich mir langsam selber vorkam wie ein Affe im Zoo, gab ich es auf. Ich setzte mich auf einen der Gartenstühle und wartete der Dinge, die da kommen würden. Dabei kam mir die Flasche Bordeaux in den Sinn, die ich immer noch in den Händen hielt und die bestens geeignet schien, meinen brennenden Durst etwas zu stillen. Die Hoffnung, meinen Freund Egon heute noch zu sehen, hatte ich in Anbetracht des Zeitverlustes, den mir die vermeintliche Abkürzung eingetragen hatte, ohnehin bereits aufgegeben, weshalb ich in aller Ruhe mein Sackmesser hervorholte und die Flasche zu entkorken und dann zu leeren begann. Der Tropfen war wirklich gut und wirkte, nach den vorangegangenen Aufregungen, besonders entspannend...

... Als ich wieder aufwachte, befand ich mich im Narkosezimmer, wo ich den Irrtum rasch aufklären konnte. Die weissgekleideten Gestalten in meiner Umgebung nickten stumm, hörten meinen Aus-

führungen interessiert zu, massen mich mehrmals von Kopf bis Fuss mit durchdringenden Blicken, verfolgten sehr aufmerksam meine Bewegungen, als ich vom Bett aufstand, und bedeuteten mir zu guter Letzt, nachdem sie meine Reflexe geprüft und meine Zunge gesehen hatten, dass ich jetzt unbesorgt nach Hause gehen könne. Mehr sagten sie nicht. Aber das hat nichts weiter zu bedeuten, da Mediziner niemals ihre Geheimnisse verraten.

Erleichtert, wenn auch noch etwas wacklig auf den Beinen, machte ich mich davon, bestärkt in der Ansicht, dass Gesundheit und Freiheit die höchsten Güter des Menschen bedeuten. Trotzdem kann ich mich ihrer nicht so recht erfreuen. Ich werde nach dieser Episode das eigenartige Gefühl nicht los: Irgendetwas fehlt mir – es könnte mir da im Spital vielleicht etwas abhanden gekommen sein. Ich weiss zwar nicht genau was. Aber ich werde schon noch dahinterkommen!



«Der Mann beim Chef? Das kann wohl nur sein Psychiater sein!»

Gaunerei

Zwei Einbrecher plündern das Konfektionsgeschäft. Der eine kommt zu einem Anzug, darauf als Preis 120 Dollar steht.

«Bert», ruft er seinem Kollegen zu, «sieh dir einmal den Preis für diesen Fetzen an. Das sind doch wirklich Räuber!»

Mahnung

Ein Neureicher sieht, wie sein Sohn sich eine Zigarette mit einem Fünfhundertfrankenschein anzündet.

«Wie oft habe ich dir schon gesagt», fährt er ihn an, «dass du noch viel zu jung zum Rauchen bist!»



CHRISTOPH GLOOR
KARIKATUREN

GALERIE AMBIANCE
Werchlaubengässli 3
LUZERN

13. November
bis 31. Dezember 1980

Montag geschlossen

Internationale

SAMMLUNG
KARIKATUREN
& CARTONS
BASEL

St. Alban-Vorstadt 9

Öffnungszeiten:
Mittwoch und Samstag
16 bis 20 Uhr